

## CHRISTINA THÜRMER-ROHR

Internationaler Frauentag, 8.März 2009, Köln

**Geschlechterverhältnisse  
Selbstbestimmung, Menschenrechte und Gewalt**

Wie aus der Veranstaltungsankündigung zu entnehmen ist, erwarten Sie von mir allerhand: nämlich eine „Standortbestimmung“, eine „Zieldefinition“, eine Einschätzung der gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse, eine Antwort auf die Frage, ob eine „große solidarischen Frauenbewegung“ wieder eine Chance hat, ob die Gewaltverhältnisse sich hierzulande wirklich verändert haben etc. Angesichts solcher Erwartungen muss ich mit einer Enttäuschung beginnen: Ich kann diese Fragen nicht beantworten .

Ein Grund für diese Reserve liegt darin, dass gegenüber den großen Lageeinschätzungen grundsätzlich Skepsis angebracht ist. Es ist meist ein unsicheres Unterfangen, den eigenen Geschichtsabschnitt mit gültigen Diagnosen und Prognosen zu versehen, und bekanntermaßen sind die jeweils Jetztlebenden dazu besonders wenig geeignet. Wir sehen oft nur Ausschnitte und sind befangen, außerdem produziert mehr Wissen immer auch mehr Unwissen. Die Bedeutung der jeweils erlebten Gegenwart wird häufig erst im Rückblick, im größeren historischen Kontext und jenseits subjektiver Interessen erkennbar<sup>1</sup>. Das Eigeninteresse enthält immer auch die Gefahr der Unaufrichtigkeit, und es kann Feministinnen dazu führen, heutige Veränderungen im Geschlechterverhältnis zu überschätzen oder zu unterschätzen: zu überschätzen, weil uns jede Verbesserung als Beweis für die Früchte eigener Kämpfe erscheint, oder zu unterschätzen, weil jede Meldung über männliche Gewalt uns zu beweisen scheint, dass wir ja immer schon im Recht waren. Wenn wir zum Ausdruck bringen wollen, dass uns die gefährdete gemeinsame Welt etwas angeht und wenn wir über die Dinge sprechen, wird die Welt nicht "einfach", sondern vielfacher, und am Ende steht nicht das eindeutige und richtige Ergebnis, sondern die Erkenntnis, das man, um weiter zu kommen, immer wieder von vorn anfangen muss. Der Austausch, den wir brauchen, ist auf die Stimulierung des Denkens und Handelns gerichtet und nicht unbedingt darauf, gültige Lösungen zu bieten<sup>2</sup>. Was man aber jederzeit kann und tun sollte, ist, den Dialog, auch die Konfrontation zu suchen, den Horizont zu erweitern und zu verantwortbaren Urteilen und einem vernünftigen Umgang mit den verschiedenen Menschen und ihren Sichtweisen zu kommen.

Der Feminismus in der heutigen globalisierten Welt konfrontiert mit einem Übermaß an Widersprüchen. Dabei ist zwar unwidersprochen, dass es weltweit immer mehr Frauen gibt, die die Chancen nutzen, die der Globalisierungsprozess mit sich bringt: Chancen der Bildung, der Mitwirkung, der Befreiung aus alten Rollen - Wissen dringt auch hinter den Schleier, heißt es. Für die einen hat Globalisierung ein hoffnungsvolles Gesicht, für andere aber ist sie eine Ursache für den Abstieg nach ganz unten und für neue Gewalterfahrungen. Der Abstand zwischen oben und unten wächst, aber Frauen befinden sich nicht nur unten, manche gelangen nach oben und erfahren den individuellen Aufstieg, andere arbeiten in großer Selbstverständlichkeit da, wo noch vor wenigen Jahrzehnten keine Frau zu sehen war, und nicht wenige arbeiten für eine bessere Welt und versuchen zu retten, was angerichtet worden ist. Das alles sind Diskrepanzen, die es schwer machen, Erfolg zu definieren, reale Veränderungen von Wiederholungen des Immergleichen zu unterscheiden und Niederlagen

---

<sup>1</sup> Harald Welzer: Blindflug durch die Welt. In: Der SPIEGEL 1, 2009, S.132f.

<sup>2</sup> Ursula Ludz, In: Hannah Arendt: Was ist Politik? München 1993, S.166

auf *eine* Ursache und greifbare Täter zurückzuführen. Heute öffnet sich ein riesiges Erfahrungs- und Beobachtungsspektrum, in dem die verschiedenen Situationen verschiedener Frauen angesiedelt sind. Das macht feministische Forderungen weniger eindeutig, als sie in der Anfangszeit zu sein schienen und führt zu Dissonanzen verschiedener Art - zwischen subjektiven Erfahrungen und objektiven Realitäten, zwischen Alten und Jungen, Eingesessenen und Zugewanderten.

Was wollte die feministische Bewegung sein, und worauf will ein Feminismus aus globaler Perspektive hinaus? Ist das noch die gleiche Idee? Wenn es heißt<sup>3</sup>, Feminismus sei eine Politik, die sich an universellen Werten orientiert, die internationalistisch, humanistisch und liberal sei, die Frauen das Recht auf körperliche Unversehrtheit, aktive politische Tätigkeit und wirtschaftliche Teilhabe zusichern will, dann kommt uns das fast selbstverständlich und nicht mehr so richtig animierend vor. Ich möchte zunächst in Erinnerung rufen, was das Animerende in der Anfangszeit der feministischen Bewegung in den 60er/70er Jahren hierzulande und in andern westlichen Ländern gewesen ist. Dieser Rückblick hat keine nostalgischen Gründe und will keine Maßstäbe setzen, sondern erscheint mir notwendig, weil heute über jene Zeit viel Unsinn geredet und geschrieben wird, viel Unkenntnis herrscht und wesentliches vergessen worden ist<sup>4</sup>, aber keineswegs alles abgehakt werden kann.

Damals gab es zwei zentrale Motive, die Frauen in Bewegung setzten: die Idee der *Selbstbestimmung* und die Realität der *Gewalt*. Auf diese beiden Aspekte will ich mich i.f. beschränken<sup>5</sup> und fragen, ob und wie diese Motive sich verändert haben und verändern mussten. In der Emanzipationsbewegung der 60er/70er Jahre haben Frauen sich zunächst die Idee der *Selbstbestimmung* massenhaft zu eigen gemacht. Das Wort Selbstbestimmung gewann eine ungeahnte Strahlkraft, war *das* große Wort, *das* grosse Ziel, *die* animierende Praxis, der neuentdeckte und lebensverändernde Wert – eine Art Erlösung für die während des Nationalsozialismus bzw. in der Nachkriegszeit geborene sog. zweite Generation. Manche waren vorbereitet durch Freiheitsgedanken, die z.B. von Sartres existentialistischer Philosophie ausgingen<sup>6</sup>, von der Vorstellung, dass wir<sup>7</sup> unsere Freiheit wählen und uns selbst „entwerfen“ können, dass wir uns frei von Herkunft definieren und selbst „erschaffen“ können, dass wir für diesen Selbst-Entwurf die volle Verantwortung übernehmen müssen, dass wir also Urheberinnen der eigenen Handlungen und Regisseurinnen der eigenen Biografie sind. Das Freiseinkönnen von Bindungskräften des Geschlechts, von Erblinien und fesselnden Traditionen versprach einen Weg, *anders* denken, sein und leben zu können, sich absetzen und neu entscheiden zu können, sich den Gesetzmäßigkeiten der biologischen Reproduktion, der Heteronormativität und aller repressiven Vorgaben des Handelns und Denkens nicht unterwerfen zu *müssen*.

Diese Entbindungsversuche widerlegten den Mythos, dass man gegen die herrschenden Zustände nichts machen könne. Sie bewiesen, dass man mit der alten Gesellschaft brechen und dass etwas Neues aufgerufen werden kann<sup>8</sup>. Damit trat ein unerwartetes politisches Potential in Erscheinung, und dieses ist gemeint, wenn viele im Rückblick sagen: das war die

<sup>3</sup> Martha Nussbaum: Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. Stuttgart 2002

<sup>4</sup> z.B. Heinrich Böll Stiftung/Gunda Werner Institut (Hsg.): Forum Männer Bd.5 - Männer laden ein: Geschlechterdialoge. Dokumentation einer Fachtagung am 7./8.12.2007, Berlin

<sup>5</sup> Ich gehe also nicht auf die vielen Initiativen, Netzwerke und Lobbygruppierungen ein, denen es um „Frauen an die Macht“ geht.

<sup>6</sup> Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts – Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg 1952, S.560

<sup>7</sup> „Wir“ haben diese geschlechtsneutral formulieren Gedanken damals selbstverständlich auf „uns“, d.h. auch auf Frauen bezogen.

<sup>8</sup> ebd., S.269

*lebendigste Zeit meines Lebens*<sup>9</sup>: ein Aufstand gegen den Stillstand der Zeit, politische Unruhe, „Glück der Öffentlichkeit“<sup>10</sup>, die Erfahrung von Grenzverletzungen und -erweiterungen, von Energie und Mut, die Erfahrung, dass Menschen gemeinsam etwas verändern *können*, dass man sich den Verhältnissen nicht unterwerfen *muss*, dass man nicht einfach und total von ihnen determiniert *ist*, dass man den Alltag verändern kann, dass man selbst denken, entscheiden und Initiative ergreifen, dass man also *handeln* kann, die Überzeugung, dass die Gesellschaft veränderbar ist und auch wir selbst uns verändern können<sup>11</sup>, indem wir die eigenen Möglichkeiten ergreifen. Wenn ein solches Bewusstsein der *Selbstbestimmung* als unser Recht entsteht, dann ergibt sich nicht *ein* Ziel, sondern dann explodiert die Vielfalt der Personen, Interessen, Meinungen, Wege. Wenn Menschen sich selbst ermächtigen, selbst entscheiden und selbst tätig werden wollen, dann ergibt sich ein breites Spektrum uneinheitlicher Veränderungsforderungen, und diese stellten Feministinnen im Prinzip an alles: an Politik, Wissenschaft, Gesellschaftstheorie, Arbeitsverteilung, Geldverteilung, Familie, Kindererziehung, Wohnformen, Stadtumfeld, Menschenbild, Frauenbild, Sexualität, Heteronormativität etc. Wenn Frauen sich vom Status des Opfers und Objekts in den des Subjekts und Handelnden versetzen, ist das zugleich eine Konfrontation mit den Chancen und den Risiken der Freiheit und damit auch dem Risiko des Irrtums.

Ein zweiter entscheidender Impuls der feministischen Anfangsphase war die Gewaltfrage, um die sich seit Ende der 60er Jahre letztlich alles drehte<sup>12</sup>. Die Kritik begann zunächst im Kleinen, mit einer gesunden Skepsis und ersten Symptomen von Distanz und Abgrenzung<sup>13</sup> im Rahmen der Studentenbewegung. Viele Frauen lehnten ihre Rolle als untergeordnete Dienstleisterinnen ab, fanden die dogmatische Überheblichkeit der Genossen unerträglich, empörten sich über deren Blindheit, über die Diskrepanzen zwischen Befreiungsrhetorik und unterdrückerischem Verhalten. Diskriminierung in den eigenen Reihen und Gewaltaffinitäten in den theoretischen Debatten machten viele Frauen misstrauisch. Sie füllten das neue linke Begriffsinstrumentarium - Unterdrückung, Ausbeutung, Entfremdung – bald mit eigenen Inhalten und wendeten es auf die eigene Situation an. Es war die Stunde der Entdeckung einer *systematischen* Gewalt, die in der Gewalt gegen Frauen ihren exponierten, aber nicht ihren einzigen Ausdruck fand. Was im Rahmen der Linken zu entdecken war, war eine beängstigende Metamorphose der Selbstbestimmungsidee, die bei vielen Männern und einigen Frauen zu der Meinung verkam, dass Selbstbefreiung der Unterdrückten Gewalt rechtfertige, dass Macht aus den Gewehrläufen komme, dass Gewalt imstande sei, die Wunden zu heilen, die sie schlägt<sup>14</sup>, dass man kaputt machen müsse, was kaputt macht, dass Fortschritt mit Gewalt beschleunigt werden müsse, dass die BRD ein faschistisches Land und deswegen die Demokratisierung der Demokratie ein Hohn sei. Zu entdecken war auch, dass nur *eine* Richtung des Denkens zugelassen und eigenes und anderes Denken zugunsten einer gültigen Ideologie verboten sein sollte. Das alles war nicht das, was wir<sup>15</sup> wollten.

Die Leistung der Frauenbewegung bestand darin, solche Erfahrungen nicht als Randerscheinung und gelegentliche Entgleisung zu verstehen, sondern als Symptom einer großflächigen Herrschaft, mit der ein Geschlecht alles, was Autorität, Macht und Geltung besitzt - Philosophie, Ethik, Kunst, Wissen, Politik, Finanzwesen, Industrie, Technologie,

<sup>9</sup> Sarah Haffner: Die Kunst als Weg zu sich selbst. In : Ute Kätzel: Die 68erinnen. Berlin 2002, S.150

<sup>10</sup> Hannah Arendt: Über die Revolution. München 1974

<sup>11</sup> Ute Kätzel: Die 68erinnen, a.a.O., S.9f.

<sup>12</sup> Norbert Frei: 1968 - Jugendrevolte und globaler Protest. München 2008, S.149

<sup>13</sup> Ute Kätzel: Die 68erinnen. Portrait einer rebellischen Frauengeneration. Berlin 2002

<sup>14</sup> Hannah Arendt: Macht und Gewalt. München 1970, S.23

<sup>15</sup> Das „Wir“ bezieht sich vor allem auf die autonome Frauenbewegung, ohne Anspruch, die Gesamtbewegung und ihre Strömungen zu umfassen.

Militär – ungehindert für sich in Anspruch nimmt<sup>16</sup> und mit einem angemessenen Geburtsvorrecht die Kolonisierung der Frauen, der anderen Hälfte der Menschheit betreibt. Die Empörung richtete sich gegen diese „prinzipielle Entmenschung“<sup>17</sup>, aber auch gegen eine Technologie, die auf bloße Machbarkeit aus ist, gegen eine Wirtschaft, die auf ständige Wachstumssteigerung und bloßen Profit aus ist und die gesamte Sorgearbeit entwertet, gegen eine Moral, die die unterschiedlichen Bedürfnisse von Menschen mit Füßen tritt, gegen die atomare Aufrüstung in West und Ost, gegen die Erfindung und Anwendung von Streumunition und Giftgas etc. etc. Der Feminismus kennzeichnete dieses Gesamtensemble der Anmaßung, Ignoranz und Zerstörung als strukturelles Problem, als *patriarchale Logik*, als fundamentalistische Macht, die wir *Patriarchat* nannten. Dessen Synonym war *Gewalt* in allen ihren Varianten. Gemeint war ein zum Teil offensichtliches, zum Teil verborgenes Prinzip, nach dem die monogeschlechtliche oder geschlechtsaparte Herrschaft wie Natur erscheint, höchst unterschiedlich einverleibt von Männern *und* Frauen, für beide versehen mit giftigen Profit oder elenden Nachteilen. Diese These vom Patriarchat als klassen- und kulturübergreifende Gewaltideologie - nicht als biologisches oder als Beziehungsproblem - war ebenso universalistisch wie provokativ gemeint, eine Kampfansage - kaum widerlegbar, und gerade deshalb weitgehend marginalisiert. Feminismus war eine „Frage der Intelligenz“<sup>18</sup>.

Gewalt in diesem umfassenden Sinn zu einem Geschlechterproblem zu erklären, hatte vor allem für die autonome Frauenbewegung zur Konsequenz, den physischen und geistigen Kontakt mit den Repräsentanten der Gewalt weitestgehend abubrechen und die Erfüllung der bekannten Weiblichkeitsrollen zu verweigern. Es war ein bewusster Separatismus, in dem viele ein Mittel sahen, um die Lawine anzuhalten und aus einer Spirale auszusteigen, der Frauen immer wieder als Mittäterinnen billigend und duldend zur Verfügung gestanden hatten. Separatismus bedeutete nicht Gegengewalt und nicht „Rache als Heilmittel der Unterdrückten“, sondern war eine unerbittliche Antwort auf die lange Unterdrückungsgeschichte der Frauen: die Aufkündigung des heteronormativen Wir. Das entscheidende Konzept hieß Autonomie. Mit ihr sollte die Angleichung von Frauen an die ungerechte und zerstörerische Ordnung durchbrochen, die Männerorientierung<sup>19</sup> des Denkens, der Gefühle, der Sexualität abgeworfen und so etwas wie eine gestohlene Weiblichkeit zurückerobert werden. Diesem Versuch entsprach theoretisch die Position einer radikalen *Geschlechterdifferenz*. Im Unterschied zum Ziel der *Geschlechtergleichheit* oder –angleichung schien allein der konsequente Absetzungsversuch Freiheit von Gewalt und androzentrischen Orientierungen zu versprechen, und diese Autonomie sollte zur „Quelle von Wissen“, zum „Trampolin weiblicher Macht“<sup>20</sup> und zum Stimulus einer veränderten Gesellschaft werden.

Diese Absetzung von einer Logik der Gewalt blieb im Prinzip gewaltfrei. Da Patriarchat als Gewaltssystem definiert und somit Patriarchatskritik und Gewaltkritik gleichgesetzt waren, war auch der Weg zur Gewalt theoretisch unbegehrbar und hielt sich die Verführbarkeit durch Gewalttheorien und –praxen in Grenzen. Gewalt galt als exemplarischer Ausdruck des patriarchalen Prinzips, als Prototyp all dessen, was zu bekämpfen war. Der Feminismus hatte auch nach seinem Höhepunkt nicht wie die Linke unter einem zerstörten Traum und schweren

<sup>16</sup> Kate Millett: *Sexus und Herrschaft – Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*. München 1974 (Orig.1969), S. 38f.

<sup>17</sup> Karin Schrader-Klebert: *Die kulturelle Revolution der Frau*. In: *Kursbuch 17*, Frankfurt am Main 1969, S.S.1

<sup>18</sup> Silvia Bovenschen: *Älter werden*. München 2006, S.131

<sup>19</sup> Adrienne Rich: „Denken wie Männer“: die Funktion der Alibifrau – Mut zum Ketzertum: die Vision der Außenseiterin. In: *Macht und Sinnlichkeit*, a.a.O., S.128-136

<sup>20</sup> Adrienne Rich, a.a.O., S.164

Abschied von der Revolution<sup>21</sup> zu leiden, denn er speiste sich weniger aus einer großangelegten Utopie als aus historischem und gegenwärtigem Unrecht, das immer konkret, für alle sichtbar und tagtäglich bekämpfbar war. Wir mußten alles neu erfinden. So blieb der Feminismus auch unbelastet von der Frage nach dem gültigen revolutionären Subjekt, mit der die Linke sich herumschlagen musste. Der Feminismus definierte „Frauen“ kurzerhand als zu befreiende „Klasse“ und entledigte sich damit zugleich vom Balanceakt einer linken Mittelschicht, die versuchen mußte, als Nicht-Proletarier revolutionär und ohne falsches Bewußtsein zu sein.

Die Neue Frauenbewegung verstand sich anfangs nicht als „soziale Bewegung“, sondern als *Befreiungsbewegung*, denn es ging ihr nicht erstrangig um die Behebung *spezifischer* gesellschaftlicher Missstände. Sie rebellierte gegen ein gesellschaftliches Grundverständnis, gegen kulturelle Grundfesten, gegen tiefstverankerte und flächendeckende gesellschaftliche Fundamente bis hinein in jede einzelne Psyche. In diesen – nach damaligen Verständnis - *revolutionären*, nämlich systemverändernden Zielen ist die Frauenbewegung gescheitert. Ihren Erfolg hatte sie schließlich doch als *soziale Bewegung*, mit ihren vielfältigen pragmatischen Gründungen und Institutionalisierungen - Frauenprojekten, Frauenhäusern, Frauenberatung, Frauennotrufe, Mädchenhäusern, Frauenbildungsstätten, Frauenunis, Frauenressorts, Frauenbeauftragten, Netzwerken etc. Auch wenn die rigorose These vom allumfassenden Patriarchat sich nicht durchsetzte, konnte sie eine „Krise des Bewusstseins“ hervorrufen<sup>22</sup>. Was sich ereignete, war ein langsamer Aufklärungsprozess, der Kritikfähigkeit und Rollenänderungen provozieren und viele Frauen weiterbringen und vielen Betroffenen konkret helfen konnte. Gewonnen haben der Alltag, die Demokratie, die politische Kultur, die Bedeutung der Menschenrechte, vielleicht die allgemeine Lernfähigkeit.

Ich gehe davon aus, dass der Feminismus trotz aller Enttäuschungen im Laufe der Jahre eine enorme Lernfähigkeit bewiesen hat. Mit ihr sind zugleich die großen Worte und Ziele verschwunden und sind divergierende Ansätze aufgetaucht. Viele beklagen das als Zersplitterung. Ich meine, das war notwendig und unvermeidbar. Die Einschnitte sind bekannt: 1. die Konfrontation mit Frauen anderer Herkunft und Kulturen, mit ihrer Vielheit statt ihrer Einheit und so auch mit der Gleichzeitigkeit verschiedener Herrschaftsformen; 2. das Aufkommen des Begriffs Gender und der Gendertheorie, die in ihrer radikalen Variante darauf aus ist, die Kategorie Geschlecht zu dekonstruieren mit dem Ziel, das Welt- und Menschenbild zu *entgendern* und die Zweigeschlechtlichkeit der Welt und ein zweigeschlechtlich strukturiertes Denken perspektivisch aufzulösen; 3. die Praxis des *gender mainstreaming*, die im Prinzip genau das Gegenteil tut, nämlich nach *der* Frauen- und Männerperspektive, *dem* männlichen und weiblichen Blick etc. fragt und damit an den Großkategorien - männlich/weiblich - und deren Unterscheidbarkeit festhält. Das sind ziemliche Diskrepanzen. Die dekonstruktive *Theorie* mit ihrem emanzipatorisch-kritischen Potenzial muss mit dem Vorwurf einer gewissen Realitätsferne leben, die *mainstreaming-Praxis* hält pragmatisch an den üblichen Geschlechterkategorien fest und muss sich den Vorwurf gefallen lassen, die Geschlechtereinteilung erneut festzuschreiben. Nun sind Theorie und Praxis zwar selten deckungsgleich und müssen es auch nicht sein. Sie sollten sich allerdings gegenseitig inspirieren. Der Tod feministischer Vitalität wäre dann festzustellen, wenn es kein gegenseitiges Interesse und keinen offenen Streit mehr gibt, wenn also die Akteur/innen sich nicht mehr gegenseitig beunruhigen, sondern eifersüchtig abschotten.

---

<sup>21</sup> Reinhard Mohr: Der diskrete Charme der Rebellion – Ein Leben mit den 68ern Berlin 2008, S.228, S.237

<sup>22</sup> Françoise d'Eaubonne: Feminismus oder Tod. München 1975, S.20

Ich gehe hier auf diese Entwicklungen nicht weiter ein, ich habe das an anderer Stelle ausführlich getan<sup>23</sup>. Ich möchte stattdessen noch einmal nach dem Schicksal der *Selbstbestimmung* fragen, dieser zentralen politischen Kategorie, die offenbar mit den angedeuteten Entwicklungen in eine schwere Krise geraten ist. Wer ist dieses Selbst? Was und über wen will und kann es verfügen, wenn es über sich selbst bestimmt? Kann es per se nur sich selbst sehen, muss es also unumgänglich die *Anderen* übersehen? Auf das Selbst dieser Selbstbestimmung kann man sich offenbar nicht verlassen, es weiß nicht einfach den richtigen Weg. Das Konzept der Selbstbestimmung enthält kein Hinweisschild zum Verhältnis zu den sog. Anderen. Aber was ist mit denen, die sich in dieses Selbst nicht integrieren lassen und sich von anderen Repressionen befreien wollen? Was ist mit der Freiheit, wenn andere eine andere Freiheit meinen? Das feministische und westliche Selbst war bekanntlich mit einem universalistischen, aber zugleich ethnozentrischen oder egozentrischen Anspruch aufgetreten. Der Anfängerinnen-Blick, der den Geschlechterskandal zum ersten mal sah, hatte diesen zum absoluten Unrecht gemacht, zum Grund- und Ur-Unrecht, das jedes andere Unrecht ins zweite oder letzte Glied verweist. Dieser Blick sah von allen Herrschaftsweisen ab, die die Anfangenden nicht selbst bedrückten. Das war nicht nur naiv, so wie jeder Anfang irgendwie notwendig naiv, weil bedenkenlos ist und Pluralität schlecht vertragen kann, sondern weist hin auf Mittäterschaften, mit denen Frauen an den Ideologien der dominanten Kultur beteiligt sind.

Die multikulturelle Realität und die Stimmen vieler Migrantinnen machten klar, dass die Freiheitsimpulse des westlichen Feminismus und „unser“ Begriff der Selbstbestimmung sie nicht mitgenommen haben. Sie sahen sich ausgeschlossen und ignoriert und von Problemen bedrängt, die zum Teil gerade verursacht waren durch Selbstbestimmungsansprüche der Frauenbewegung hier. Das wirkte anfangs wie ein Schock und führte zu erbitterten Auseinandersetzungen, zum unbedachten Hantieren mit Rassismuskorrekturen und zu ebenso erbitterten und unbedachten Pauschalverwerfungen der eigenen „Kultur“, der deutschen und westlichen .

Was in diesem Drama deutlich geworden ist, ist ein Dilemma freiheitlicher Demokratien: das Spannungsverhältnis zwischen Selbstbestimmung einerseits und Einhaltung universeller Menschenrechte andererseits. Es muss darum gehen, Selbstbestimmung zu ermutigen und zugleich ihre notwendigen Einschränkungen zu akzeptieren, d.h. zu verstehen, dass Freiheit nicht Souveränität heißt - Ich entscheide! -, sondern immer die Freiheit der Anderen mitmeint und die eigene Freiheit durch die Freiheit der Anderen begrenzt ist – eine Wahrheit, die man eigentlich schon früher hätte beherzigen können. Und es geht um die notwendige Neubewertung des „Eigenen“<sup>24</sup>.

Seyran Ates, türkischstämmige berliner Anwältin und Autorin, weist immer wieder darauf hin, dass die Multikulti-Vorstellung vieler „Urdeutscher“ ein verantwortungslos er Irrtum und die pauschale Abwertung der deutschen Herkunftskultur für die Beheimatung von Migrant/innen wenig hilfreich ist. Verheiratet zu werden statt selbst zu wählen, in der Familie wie Eigentum gefangen zu sein, keine eigenständigen Außenkontakte und keinen freien Willen haben zu dürfen sind Verletzungen des Selbstbestimmungsrechts und der Menschenwürde. Wenn wir sie mit dem Hinweis auf unterschiedliche Kulturen relativieren

---

<sup>23</sup> Christina Thürmer-Rohr: Die Wahrheit über eine zweigeschlechtliche Welt gibt es nicht. In: Maria Buchmayr (Hsg.): Alles Gender? Feministische Standortbestimmungen. Innsbruck 2008, S.50-64. Dies.: Veränderungen der feministischen Gewaltdebatte in den letzten 30 Jahren. In: Antje Hilbig u.a. (Hsg.): Frauen und Gewalt. Interdisziplinäre Untersuchungen zu geschlechtsgebundener Gewalt in Theorie und Praxis. Würzburg 2003, S.17-29

<sup>24</sup> Paul Scheffer: Die Eingewanderten. Toleranz in einer grenzenlosen Welt. München 2008

und „die aktuellen Grausamkeiten, die im Namen des Islam geschehen, verharmlosen oder dem Westen zuschreiben“, begehen wir einen elementaren Fehler<sup>25</sup>. Wenn also Toleranz mit moralischem Relativismus<sup>26</sup> verwechselt wird, dann ist sie nichts als Gleichgültigkeit und stillschweigende Duldung eines Unrechts, das Unrecht bleibt, egal im Namen welcher Tradition es ausgeübt wird. Was hier attackiert wird, ist diese falsch verstandene Toleranz, mit der man sich die sog. Anderen vom Leib zu halten will, statt sich mit ihrer Situation ernsthaft zu befassen und ihnen die gleichen Rechte zuzugestehen, die wir für „uns“ selbstverständlich in Anspruch nehmen.

In der Frage nach der Selbstbestimmung steckt die Frage nach dem sog. feministischen Subjekt, „Frauen“. Wer ist das? Diese Frage ist brisant. Denn das Wort „Frau“ bezeichnet eben keine Einheit und enthält keine trennscharfe Bestimmung einer weiblichen und einer männlichen Menschensorte. Das schwerwiegendste Problem, das aus der Etablierung der Kategorie *Frauen* – heute *Gender* – folgt, steckt in ihrem „Reinheitsgebot“<sup>27</sup>: in ihrer Isolation von den vielen anderen Bedingungen, unter denen Menschen leben und zu dem werden, was sie sind. Mit der Isolierung von Geschlecht droht „das Eigentliche“ verloren zu gehen, um das es jeder gesellschaftlich engagierten Forschung und Praxis gehen sollte: die Sorge für ein gerechteres Zusammenleben, das Ringen um Würde, Anerkennung und Glück der verschiedenen Menschen mit ihren verschiedenen Einbindungen in verschiedene Realitäten, die Leid, Last oder Wohleben mit sich bringen.

Unter der Ausschließlichkeit des Geschlechterdachs hat der westliche Feminismus *Frauen* pauschal und weltweit mit Unterdrückung gleichgesetzt. Heute müssen wir feststellen, dass das ein Irrtum ist. Er ignoriert, dass in modernen Gesellschaften die Geschlechterfrage längst nicht mehr nur an die soziale und politische Benachteiligung sämtlicher Frauen geknüpft werden kann. Der Ausschluß des Weiblichen/der Frauen gilt für die Geschichte und Verfasstheit moderner Gesellschaften nicht - jedenfalls nicht strukturell. Frauen der westlichen Welt hatten und haben auch Teil an den Errungenschaften von Aufklärung, Emanzipation, Freiheit und modernem Fortschritt - wenn auch verspätet und mit nicht beendeten Kämpfen -, und sie haben auch aktiv Teil an modernen Ausgrenzungen und Rassismen. Wenn weibliche Unterdrückung zum primären Herrschaftsbeweis gemacht wird, dann entfällt auch die Frage, wer eigentlich im Schatten des sog. aufgeklärten, emanzipierten, freien, modernen westlichen Subjekts lebt. Die üblich gewordene bloße Addition von „gender und race“ ist noch keine Lösung und bleibt oft nichts als eine politisch korrekte Pflichtübung.

So verschwindet immer wieder die zentrale Frage, wer wie und wo mit welchen Herrschafts- und Gewaltverhältnissen kooperiert. Wenn die Gender-Arbeit ohne Herrschaftskritik und -selbstkritik am Einheitskonzept „Frauen“ festhält, dann heisst das zugleich, die eigene Idee vom gleichen sozialhistorischen Raum, den angeblich alle Frauen bewohnen, transkulturell zu übertragen<sup>28</sup>. Wenn am absoluten Primat des Geschlechts festgehalten wird, gerät die „moderne westliche Frau“ gewollt oder ungewollt zum Exempel kultureller Überlegenheit und macht sich zur Alleinvertreterin der Frauen. Damit wird geleugnet, dass moderne Frauen auch Teil kultureller Herrschaftsstrukturen sind, eine Leugnung, mit der wir uns zur aktiven

<sup>25</sup> Seyran Ates: *Der Multikulti-Irrtum – Wie wir in Deutschland besser zusammenleben können*. Berlin 2007, S.10. Siehe auch: Seyran Ates: *Die große Reise ins Feuer. Die Geschichte einer deutschen Türkin*. Berlin 2003

<sup>26</sup> Paul Scheffer, a.a.O., S.181

<sup>27</sup> Wendy Brown: *Die Unmöglichkeit der Woman's Studies*. In: Gabriele Dietze/Sabine Hark: *Gender kontrovers*. Königstein/Taunus 2006, S.141

<sup>28</sup> Gabriele Dietze: *Critical Whiteness Theory und kritischer Okzidentalismus – Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion*. In: Martina Tißberger u.a. (Hsg.): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*. Frankfurt am Main 2006, S.238

Avantgarde abgrenzender Kulturkämpfe machen. Für diesen Überlegenheitsanspruch wurde neuerdings der Begriff *Okzidentalismus*<sup>29</sup> vorgeschlagen. Er erscheint für deutsche und viele europäische Verhältnisse sinnvoller als die Begriffe Weissein bzw. Rassismus, weil er - anders als in ehemaligen Sklaven- oder Kolonialgesellschaften - „*kulturell Unbewusstes mobilisieren*“ kann und direkt auf aktuelle Kulturkonflikte antwortet. Der Begriff Okzidentalismus macht auf die „*Neukonstruktion und Schliessung einer europäischen Identität gegenüber dem ‚orientalischen Anderen‘ aufmerksam*“<sup>30</sup>, auf eine Hierarchisierung, an der europäische Frauen beteiligt sind. Im Rahmen der Auseinandersetzungen mit dem Islam wimmelt es z.Z. von aktuellen Beispielen, die zeigen, wie schwer sich Feminismus und Kritik am Okzidentalismus ins Gehege kommen können. Zeitweise war das bei vielen ein Grund zur Verzweiflung, so als gäbe es aus dem Problem keinen Ausweg. Ich bin dieser Meinung nicht, jedenfalls nicht, solange es gelingt, Irrtümer und Mittäterschaften immer wieder zu durchschauen.

Die Genderforschung hat zwar den Gedanken der Dekonstruktion weit vorangetrieben und Grundvoraussetzungen denkbar gemacht, um Zweigeschlechtlichkeit zu entnaturalisieren und dem üblichen heteronormativen Denken seine Selbstverständlichkeit zu nehmen. Das sind beachtliche Schritte. Aber die Konzentration auf die Entkategorisierung von *Zweigeschlechtlichkeit* kann den Blick auch verzerren. Denn die Heranbildung von Menschen durch mitproduzierte, unterdrückende oder privilegierende Macht erfolgt ja nicht nur über die Geschlechtszugehörigkeit. Niemand besteht nur aus „Geschlecht“, und „Geschlecht“ ist nicht die einzige Unterdrückungsdimension, von der Subjekte geprägt werden. Die Herausbildung von Körpern, Psychen, Denken kann durch keine Identitätskategorie – wie Geschlecht, Rasse, Klasse - totalisiert und auch nicht mit anderen Menschen der jeweiligen Kategorie einfach gleichgesetzt werden. Wenn es heisst, Frauen seien unterdrückt, u.z. alle Frauen *einfach*, alle schwarzen Frauen *zweifach*, alle schwarzen lesbischen Frauen *dreifach* unterdrückt, bzw. weiße Frauen seien privilegiert, d.h. alle weißen Frauen *einfach*, alle weißen heterosexuellen Frauen *zweifach*, alle weissen, heterosexuellen Mittelschichtsfrauen *dreifach* privilegiert – dann muss man wohl feststellen dürfen, dass solche Quantifizierungen Irrwege sind, unzulässige Grobheiten, die nicht viel anderes produzieren als Vorurteile und schlechte Laune.

Wir sind nun mal komplexe, vielfältig gemischte, geteilte Subjekte, und keine einzelne Identität vermag dieser Komplexität Ausdruck zu verleihen. Menschen existieren als Männer, Frauen, Schwarze, Arme, Heterosexuelle, Reiche, Kranke, Erfolgreiche, Homosexuelle, Integrierte, Behinderte, Weiße, Fromme, Gottlose etc., und auch die lückenlosesten Auflistungen würde die lebendigen Menschen nicht verstehbarer machen. Wenn dabei am Primat des Geschlechts festgehalten wird, hält man auch fest an der Unterordnung aller anderen Faktoren, die die Personen und ihr Leben bestimmen, außerdem an scheinbar unwiderruflichen Begründungen von Täter- oder Opferpositionen. Wendy Brown, Professorin für Women's Studies in Berkeley/Californien beschreibt die Folgen solcher Zuordnungswut, dieser Konkurrenz systematischer Über- oder Unterordnung der Kategorien Geschlecht bzw. Rasse: Studierende verschiedener Herkunft und Hautfarbe seien damit in einem unerbittlichen Zirkel von Schuld und Vorwürfen befangen, und alle, Weiße wie Schwarze, fühlen sich mit ihren Schuld- oder Rachegefühlen „erbärmlich“<sup>31</sup>. Wenn Feminismus und Genderforschung solche Auswirkungen hat, kann etwas nicht stimmen. Wir kennen diese unheilvollen Kämpfe in verschiedenen Varianten seit Ende der 80er Jahren. Und viele sagen heute, das war die

<sup>29</sup> Gabriele Dietze: *Critical Whiteness Theory*, a.a.O., S.219-240.

<sup>30</sup> Ebd., S.239

<sup>31</sup> Wendy Brown: *Die Unmöglichkeit der Women's Studies*, a.a.O., S.141



Axt, die an den Feminismus gelegt wurde, jedenfalls die Axt, die an den Dialog gelegt worden ist.

Eine Lösung kann nicht darin liegen, Feminismus, Antirassismus, Antiokzidentalismus einfach zu addieren und Hierarchisierungen dadurch zu vermeiden, dass man das Verschiedene nebeneinander gelten- und stehen lässt. Gerade diese sog. „Toleranz“ hat den westlichen Inländerinnen den Vorwurf eingebracht, muslimische Mädchen und Frauen im Stich zu lassen. Aus der Konfrontation mit dem „Multikulti“-Vorwurf wurde zeitweise ein Entweder-Oder-Konflikt, der den Beteiligten eine absurde Entscheidung abverlangen wollte: entweder man ist feministisch = genderdominant = okzidentalistisch, und das heißt, eigene Emanzipationsnormen durchsetzen und *die* westliche Kultur verteidigen zu wollen. Oder man ist nichtfeministisch oder nicht-mehr-feministisch = herrschaftskritisch = nicht-okzidentalistisch, und das heißt, sich gegen alle Dominanzansprüche der abendländischen Kultur zu wenden. Ein Feminismus, der sich als universal verstehen und für die Rechte aller Frauen einzusetzen will, gerät damit vorschnell und eindeutig auf die Seite westlicher Vereinnahmungsveranstaltungen. Zum Glück ist es so einfach nicht.

Denn Menschenrechtsverletzungen anzuklagen hat zunächst mit kulturellem Dominanzstreben nichts zu tun. Offensichtlich fällt es schwer, ohne Pauschalisierungen auszukommen. Erstens gab es nie *den* Feminismus, zweitens besteht *die* westliche Kultur nicht nur aus Dominanzansprüchen, drittens sind feministische und gesamtkulturelle Dominanzansprüche kaum je deckungsgleich gewesen, viertens ist die universelle Forderung nach Menschenwürde und Gewaltfreiheit kein Ausweis für Herrschaftsansprüche. Das Entweder-Oder mit seinen Totschlagargumenten ist ein enges Korsett, aus dem wir nur rauskommen, wenn wir zu einfachen Fragen zurückfinden, auf die es allerdings keine einfachen Antworten gibt. Die Verbindung von Selbstbestimmungsrechten und Menschenrechten bedarf einer politischen Kultur, die die Unbestimmbarkeit der verschiedenen Menschen und die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Lebensformen, Traditionen, Religionen, sexuellen Orientierungen etc. ebenso anerkennt wie die Ansprüche auf Freiheit und Würde, die für *alle* in gleicher Weise gelten müssen. Damit begibt man sich in Konflikte, und das ist unvermeidbar.

Die Frage, ob es einen Feminismus ohne Gender-Dominanz überhaupt geben kann, und die Tatsache, dass ein einheitliches feministisches Subjekt „Frau“ längst abhanden gekommen ist und niemand das Wort „Frau“ überhaupt definieren kann, ist noch kein feministischer Abgesang. Geschlechtsbedingte Diskriminierung und sexuelle Gewalt geht alle Frauen auf der ganzen Welt an, und solange diese Gewalt existiert, bleibt jede Arbeit unentbehrlich, die die Betroffenen unterstützt. Allerdings wäre die Zeit des Feminismus tatsächlich vorbei, sofern er „Geschlecht“ zur totalisierenden Kategorie erhebt und lebendige Menschen zu bloßen „Geschlechtsgenoss/innen“ zusammenschmieden wollte. Zum Glück besitzt der Feminismus mit seinen vielen Varianten kein Dogma. Er ist selbst so plural wie verschieden die Probleme sind und die Beteiligten handeln. Er überlebt nur, indem er sich mit der Zeit verändert, sich den Kontroversen aussetzt, die Geschichte kennt, Einwände aufnimmt, neu bewertet und bereit ist, wechselnde Bündnisse einzugehen. Und wenn er im Auge behält, dass er ein Beitrag für eine gerechtere Welt ist. *„Vielleicht ist es momentan an der Zeit, erst einmal das Vergangene zu betrachten, um ... unsere Fehler anzuerkennen. Vielleicht ist das ein Moment des Nachdenkens“*<sup>32</sup>.

---

<sup>32</sup> Wendy Brown: Die Unmöglichkeit der Women's Studies, a.a.O., S. 148

Statt auf die Wiederkehr einer großen einheitlichen Frauenbewegung zu warten bzw. ihr nachtrauern, macht es Sinn, auf bestimmten politischen Grundlagen zu bestehen: auf einer Selbstbestimmung, die sich nicht egozentrisch verengt, sondern ihre menschenrechtliche Orientierung behält. Selbstbestimmung ist ein hohes universelles Gut, das Frauen als handlungsfähige Urheberinnen ihres Tuns versteht bzw. sie dazu zu ermächtigen sucht. Das heißt auch, den Verdacht zurückweisen, dass universalistische Ziele zu vertreten das gleiche sei wie die Übertragung westlicher, weißer, privilegierter Anschauungen auf Frauen anderer Herkünfte und Kulturen. Was wir uns nicht leisten können ist eine Freiheitsmüdigkeit, die den Wert der Selbstbestimmung verrät. Wenn die Einsicht in die Tatsache, dass wir an Unterdrückung auch beteiligt sind, bei Selbstanklage und Schuldangst stehen bleibt, läuft sie Gefahr, politisches Denken vor dem Interesse am eigenen guten Gewissen zurückzustellen und die sog. Anderen *anders* sein und bleiben zu lassen wie sie sind. So bleibt man selbst unbehelligt, auch unbehelligt von Menschenrechtsverletzungen vor der eigenen Haustür. Mit dieser Haltung duldet man ein Unrecht an Anderen, das man als selbsterfahrenes nie dulden würde, und macht sie mit dem Argument der schätzenswerten kulturellen Identität zur *anderen* Kategorie Mensch.

Das Nachdenken, das Wendy Brown forderte, ist angewiesen auf einen Dialog, mit dem sich sofort und jederzeit und ohne auf Großereignisse zu warten etwas verwirklichen und von sich und anderen fordern läßt, was man als einen „Urzustand“ des Politischen bezeichnen kann. Dialog ist nämlich keine Gesprächstechnik und kein therapeutisches Verfahren und keine Kuschelrunde. Er ist Ausdruck einer politischen Haltung, die die Pluralität der verschiedenen Menschen anerkennt und braucht und davon ausgeht, dass die Individuen weder durch den vordefinierten kollektiven Singular „Frau“ noch durch den kollektiven Singular „Kultur“ zureichend bestimmbar und verstehbar sind. Außerdem sind weder Geschlecht noch Kultur monolithische Gebilde. Auch sie haben vielfältigste Erscheinungsformen und können sich verändern. Im Dialog geben die Beteiligten offen über ihre Positionen Auskunft. Sie müssen sich positionieren, d.h. ihre jeweiligen Sichtweisen rückhaltlos artikulieren - ohne Verteidigungsreflexe, denn es geht hier nicht um Gewinnen und Verlieren. Dazu gehört eine Freiheit, die den Beteiligten eine Menge abverlangt. Im Ergebnis gibt es nicht unbedingt Übereinstimmung und Harmonie, sondern vielleicht auch offenen Streit, jedenfalls ein Mehr an gegenseitigem Wissen, Aha-Erlebnisse, dass es andere Sichten als die eigenen gibt, Blickerweiterungen und Blickwechsel, vielleicht die Verabschiedung festgefahrener Auffassungen, vielleicht auch eine Bekräftigung des eigenen Urteils. Dialog ist die Suche nach Brücken und die Erfahrung von Schranken, eine unbequeme Praxis, die allen Beteiligten Differenzierungsleistungen abverlangt. Der Sinn liegt in einer Verständigung, die um die Brücken und die Schranken weiß und an der Prämisse festhält, dass Menschen bei allen Einschränkungen hör- und lernfähig sind und ihre Sichten überhaupt nur durch die Begegnung mit anderen erweitern und verändern können. Immer ist es eine aktive Absage an Gewalt, denn „Gewalt ist stumm“<sup>33</sup>, sie spricht nicht, sondern sie zwingt.

Ich komme damit auf den Anfang zurück, auf die alte Gewaltfrage. Könnte man auch anders mit dem Dilemma umgehen, vor das der alte Patriarchatsbegriff und der (alte) Feminismus – die Frauenfrage - uns stellt? Wie gesagt war ein zentrales Motiv der Frauenbewegung die Erfahrung, Beobachtung und Zurückweisung von Gewalt. M.E. bleibt diese umfassende Gewaltkritik - früher Patriarchatskritik genannt – der exponierte Gegenstand des Feminismus, und er sollte es wieder werden. Allerdings meine ich ein Gewaltverständnis, das

<sup>33</sup> s.Christina Thürmer-Rohr: Die Stummheit der Gewalt und die Zerstörung des Dialogs. In: UTOPIEKreativ. Diskussion sozialistischer Alternativen, H.143, 2002, S.773-780. Dies.: Dialog und Gewalt. In: Annabelle Pithan u.a. (Hsg.): Verletzlichkeit und Gewalt. Münster 2005, S.12-26

Gewalt nicht reduziert auf ein Problem zwischen „Männern“ und „Frauen“ einschließlich der festgeschriebenen geschlechtsspezifischen Täter-Opfer-Zuordnungen: Gewalt nicht als Ausdruck männlicher Körper und Identitäten, Gewalt nicht nur als Beziehungsproblem; vielmehr Gewalt als Kern feministischer Gesellschaftskritik, die sich dazu ermächtigt, sich in die Skandale moderner Gesellschaften einzumischen. Sie sind nirgendwo erledigt. Aber Feministinnen schweigen meist und sind verunsichert, weil die Zuordnung von Gewalt und Mann und Nicht-Gewalt und Frau nicht so richtig stimmt. Gestimmt hat sie nie.

In den 70/80er Jahren war die Konfrontation mit der Gewaltrealität für viele der Motor eines apokalyptischen Lebensgefühls, das den Patriarchatsbegriff als eine Art Katastrophenbegriff gefüllt hatte. Dafür hat die junge Generation heute m.E. wenig Sinn. Das ist verständlich und berechtigt, denn es gibt in den Geschlechterverhältnissen tatsächlich eine Menge fühlbarer und beobachtbarer Veränderungen, und nicht alles ist katastrophal, und ein Katastrophenblick verstellt alle Veränderungsmöglichkeiten, die die Wirklichkeit präsentiert. Dennoch ist die heutige Lage eigentlich keineswegs zu Beruhigung und Systemvertrauen angetan, sofern man Gewalt nicht ausschließlich in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen verortet und als Beziehungsproblem lösen will oder für sich persönlich gelöst sieht. Die weltweite Finanzkrise und die Klimakrise z.B., die vielleicht gar keine behebbaren Krisen, sondern folgenschweres Zukunftselend sind, bestätigen im Prinzip das grandiose Debakel, das sich im Weitermachen-wie-bisher anzeigt. Auch wenn alle hoffen, das es so schlimm nicht werden wird und alles wieder irgendwie ins Lot kommt, geben die Realitäten genug Stoff für das Argument, dass die damals „patriarchal“ genannte *Logik* keineswegs überwunden ist, sondern sich in unerwarteten oder erwartbaren Kulminierungen fortsetzt. Trotzdem kommt kaum noch jemand auf die Idee, dass es sich dabei um einen Zukunftskolonialismus<sup>34</sup> handelt, mit dem diese sog. Krisen gelöst und verschoben werden sollen, ein Kolonialismus, der der nachfolgenden Generationen die Lebenschancen raubt. Auch diese sog. „Problemlösungen“ sind Gewalt, Ausdruck jener Machttradition, von der wir spätestens heute wissen, dass Frauen sich selbstverständlich an ihr beteiligen können. Die Logik, die in dieser Tradition steckt, heisst Abwesenheit eines Prinzip der Sorge, Abwesenheit eines Blicks auf Folgeschäden und Geschädigte, Abwesenheit der Opfer. Diese Abwesenheit ist Gewalt.

Die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen und die Forderung „Frauen an die Macht“ ist eine selbstverständliche demokratische Forderung. Aber: Mit dem Wissen, dass jene eingewohnten und abstrakt erscheinenden Gewaltgewohnheiten von Frauen mitgetragen und angeheizt werden können, müssen wir uns von der Vorstellung verabschieden, dass die bloße Teilhabe von Frauen „als Frauen“ grundlegende Veränderungen garantieren würde. Dass Frauen selbstverständlich genau so agieren *können* wie Männer, dass Frauen „als Frauen“ Affinitäten zu Gewalt und Grausamkeit haben *können*, wissen wir längst. Und die Konsequenz? Es kann nicht darum gehen, „Frauen“ in ihrer Gesamtheit als Veränderungsgarantinnen zu definieren oder umzudefinieren und zu meinen, durch ihre Installation ins bestehende Machtsystem werde dessen Aufweichung erreicht. Es geht vielmehr um eine feministische Politik, die nicht einfach „Frauen“ zu ihrem Überbegriff macht, sondern ein politisches Denken, das sich für die Beendigung gesellschaftlicher Gewaltspiralen in allen ihren Varianten und kulturellen Geschichten stark macht. Sich dafür einzusetzen ist m.E. das bleibende, unerledigte und unentbehrliche Ziel feministischer Arbeit - ein Ziel, das in der Lage ist, Alte und Junge, Einheimische und Migrantinnen zu verbinden.

---

<sup>34</sup> Harald Welzer: Blindflug durch die Welt, a.a.O., S.133